

Das Pfennig-Magazin

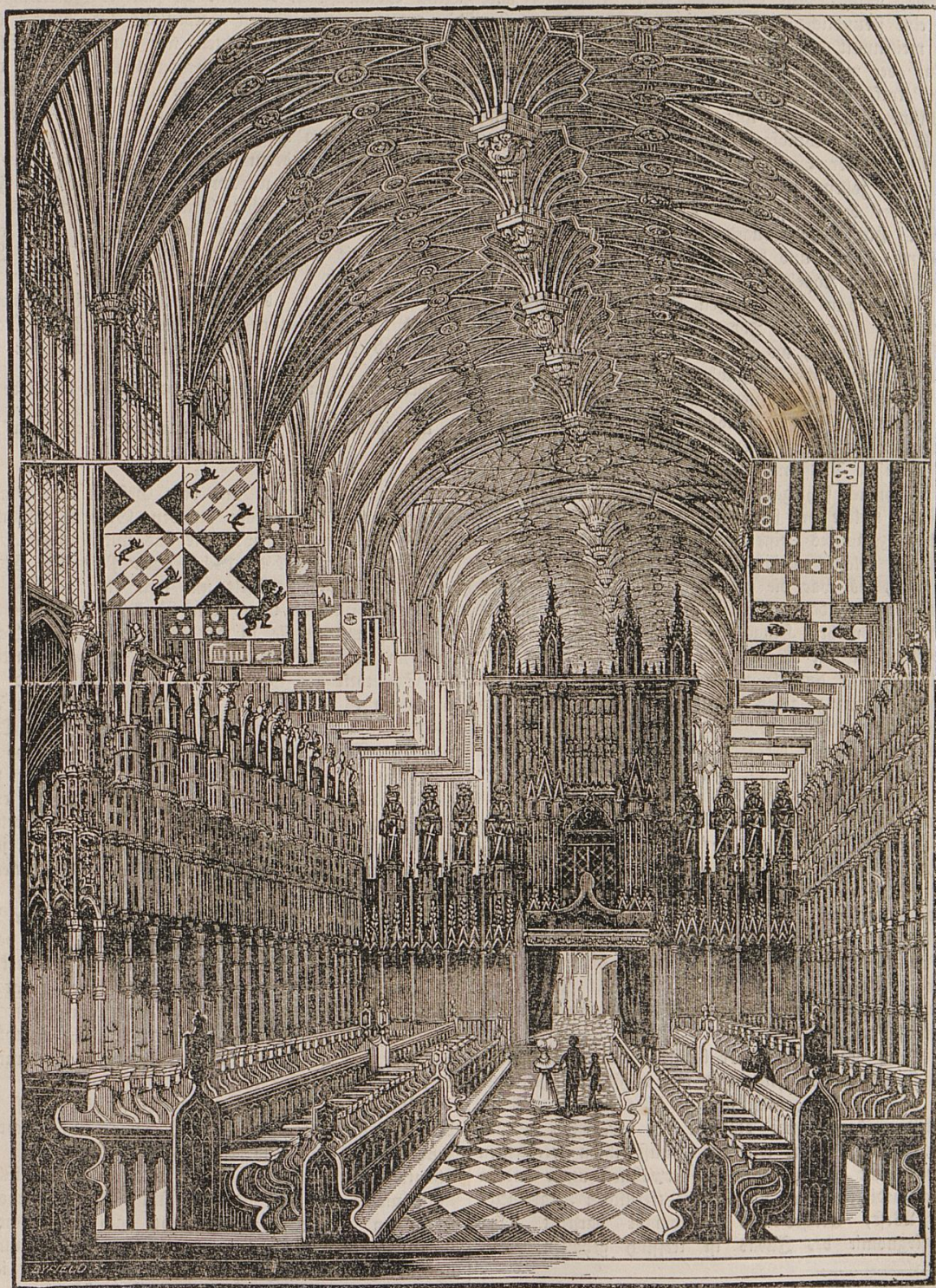
der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

70.] [2. Jahrg. 18.]

Erscheint jeden Sonnabend.

August 30, 1834.

Der Chor der Windsor-Kapelle



Der Chor der Windsor-Kapelle.

Das Städtchen Windsor war von jeher der Lieblingsaufenthalt der engländischen Könige. Wilhelm der Eroberer gab ihm durch das Schloß seine herrliche Zierde. In ihm erblickte Eduard III. das Licht der Welt, und die dankbare Anhänglichkeit an seinen Geburtsort vermochte ihn, das Schloß gänzlich umzubauen; er ist also der Gründer desselben in seiner jetzigen Gestalt, obwohl ihm Karl II. den gegenwärtigen Glanz gab. Von der Anhöhe, auf welcher das Schloß liegt, beherrscht das Auge den gekrümmten Lauf der Themse, welcher dem Städtchen den Namen *) gab, und eine freundliche Ebene mit üppiger Vegetation dehnt sich meilenweit unter ihm aus. — Mehr noch als die Natur aber müssen den Menschen diese Werke menschlicher Kraft und die Erzeugnisse menschlichen Schönheitssinnes interessieren; nur ein stumpfsinniger Reisender könnte an Windsor's gothischem Prachtstücke, der Kapelle, vorübergehn, ohne ihm den Tribut der Bewunderung zu zollen, und nur das entschiedenste Phlegma könnte bei deren historischer Bedeutsamkeit ungerührt bleiben. Hier stiftete Eduard den Orden des blauen Hosenbandes, und die Installation der Ordensritter geschah in der Kapelle.

Längs dem Shore reihen sich die Chorstühle der Ritter an einander. Ihr Aeußeres erinnert an jene Periode der Kunst, wo man sich nicht mit dem Totalindruck symmetrischer Einfachheit allein begnügte, sondern dem Einzelnen mit Figuren und Schnitzwerk ein schöneres Ansehen zu geben glaubte. Auch aus den Zierrathen vieler unserer Kirchen blickt ja noch dieser Sinn für plastische Ausschmückung hervor; — aber jetzt hat der Geschmack sich geändert, und man bewundert die Gebuld, welche bei so dürftigen mechanischen Mitteln so Ausgezeichnetes leistete; doch es war ja nicht die Liebe zur Plastik allein, nicht der Geschmack der Zeit, — nein, es war die größere Innigkeit des religiösen Glaubens, — das mächtige Gefühl der Demuth vor Gott, die wahre Hingebung in Christum, was bei dem Plastiker den Meißel und bei dem Maler den Pinsel leitete, um dem Göttlichen einen dauernden Nestler in der Materie zu geben. Auf der Rückseite der Chorstühle liest man auf vergoldeten oder gemalten Kupferplatten die Namen der Edeln, denen sie gehörten und noch gehören, und auf den Baldachinen rufen der eiserne Helm, der stattliche Federbusch, der reichgeschmückte Mantel und das gewichtige Schwert die Zeit der Herrschaft männlicher Kraft unwiderstehlich zurück, wo Mann gegen Mann von Angesicht zu Angesicht mit seinem Eisen seines Armes Stärke und die Gewandtheit im Zweikampfe erprobten. Ueber den Baldachinen sind die auf Seidenstoff gearbeiteten Banner oder Wappen der Ritter entfaltet. Nur der sammetne Banner des Landesherrn zeichnet sich durch seine Größe vor den übrigen aus, und sein Platz ist unterhalb der Regel.

Was brauchen wir der kunstvoll gearbeiteten Decke noch speciell zu erwähnen und ihre architektonischen Formen zu zergliedern; man sieht ja Alles deutlich und die Einbildungskraft muß ohnehin den Maßstab vergrößern. Doch dürfen wir der Kunst ihren verdienten Tribut nicht ganz versagen und erwähnen unter andern Merkwürdigkeiten der Kapelle des trefflichen Altarblattes von West, welches das Abendmahl darstellt. Die Physiognomie des Judas ist trefflich gehalten. Der

*) Winding-Shore, die sich schlängelnde Küste.

Ausdruck seiner Bitterkeit theilt nicht den Fehler, den so manche Abendmahlsgemälde haben, nämlich zu stark markirt zu sein; in seinem Gesichte spielt das Gemisch von Verstellung und Arglist, und die Richtung seiner Augen fällt in den mathematischen Winkel, wo er jeden Anschauer ins Auge faßt. Vielleicht wollte der Maler durch diesen Kunstgriff die Aufmerksamkeit der Beschauenden auf die dem Judasgesichte gewidmete Kunst lenken.

Auch aus der Zeit der Glasmalerei sind der Kapelle noch kostbare Denkmäler geblieben, unter denen das Fenster an der Westseite das ausgezeichnetste ist. Beim Sonnenschein beschämt ihr feuriger Zuwelenglanz die matten unscheinbaren Farbentöne der Fenster aus den späteren Zeiten. Nichten wir nun unsere Blicke niederwärts, so nimmt das Grabmal Eduard IV. und seiner Gemahlin Elisabeth Widvill unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und jeder Deutsche weicht eine Thräne der Trauer der jungen Herzogin von Sachsen-Weimar, des Königs Nichte, deren sterbliche Ueberreste neben Eduard IV. beigesetzt worden sind. Am südlichen Flügel deckt ein langer flacher Grabstein die Asche des unglücklichen Königs Heinrich des Sechsten, dessen erste Ruhestätte die Abtei Chertsey war. Die einfache Inschrift „Heinrich VI.“ sagt dem Geschichtskundigen genug. So machte die Gottesstadt zwei Todfeinde, Eduard IV. und den oben erwähnten Heinrich zu Nachbarn, und Pope spielt in einem Verse darauf an:

„Gräber versöhnen und gönnen den Großen der Erde die
Ruhe
Und in friedlicher Nähe schlummert der Freund und der
Feind.“

Und so geht man mit dem Gefühle der Hinsichtigkeit menschlicher Größe an den Gräbern erlauchter Herren und Frauen vorüber, bis das mit sinniger Kunst ausgeführte Grabmal der hochherzigen Prinzessin Charlotte den Besucher fesselt und ihm eine Thräne der Wehmuth erpreßt. Unter den Rück Erinnerungen an ihr Schicksal, welches sie in der Blüthenzeit ihrer Jahre von dem irdischen Schauplatz abrief, würde die artistische Schönheit des Grabmals in den Hintergrund treten, wenn es nicht Jeffery Wyatwille mit sinniger Anordnung und meisterlicher Hand vollendet hätte. Diese plastische Schöpfung stellt den Moment vor, wo der unsterbliche Geist der Fürstin ihre sterbliche Hülle verläßt. Das Marmorbild der Letztern liegt auf einer Bahre und ist in Draperie eingehüllt, aus welcher nur die rechte Hand hervorsieht. Durch vier, an jeder Ecke stehende Frauen ist das Sinnbild des Schmerzes trefflich dargestellt. Einen freundlichen Contrast mit dieser Trauerscene bildet über ihr das Symbol der Unsterblichkeit. Engel, welche über ihr schweben, heben die Seele der Entschlafenen, in Gestalt einer Verklärten dargestellt, empor, und einer von ihnen trägt ihr todtgebornes Kind zum Himmel. Einen wahrhaft erhebenden Eindruck macht die sanfte magische Lichthülle, welche dem Symbole der Verklärung durch die orange-farbenen Seitenfenster zufließt.

Unter der ätherischen Form verschwindet fast das Material ihres Trägers, der Marmor, mit mächtiger Zaubergewalt hebt das Symbol der Verklärung die Phantasie zu höheren Sphären; und welcher Irdischgesinnte mögte sich hier nicht zu stiller Andacht erheben fühlen und in frommer Sehnsucht nach dem Schooße der Gnade von der Ahnung der Seligkeit durchdrungen werden. Diese edle Fürstin, die mit der Hoheit ihrer Gesinnung einen einfachen bürgerlichen Sinne verei-

nigte, war Englands Hoffnung. Sie einst als Königin zu sehen, war der einstimmige Wunsch der Nation, denn auf sie würde die Krone ihres Vaters Georgs IV. übergegangen sein. Aber ein zu früher Tod sollte die Wünsche eines ganzen Volkes vereiteln. Ihre ganze Erziehung war auf die würdige Ausstattung mit den Kenntnissen und Tugenden einer künftigen Regentin berechnet; der Bischof von Exeter leitete die intellektuelle, und Lady Clifford die ihrem Geschlechte entsprechende moralische Erziehung. So sprach sie mit Leichtigkeit französisch, deutsch, italienisch und spanisch, spielte Clavier, Harfe und Guitare, und zeichnete nach der Natur. Zu ihrem Charakter, welcher an die Königin Elisabeth erinnerte, wollte die Natur noch eine äußere persönliche Ähnlichkeit mit derselben gesellen, und oft soll sie geäußert haben, daß ihr Elisabeth als Ideal einer Regentin von England dienen würde. Glücklicherweise durch ihre häusliche Lebensweise, bei welcher die Vorbereitung zu ihrem künftigen hohen Regentenberuf und die Erholung an Allem, was die Musen Schönes und Großes für Herz und Gemüth bieten, im angenehmsten und angemessensten Wechsel ihren Geist beschäftigte, sollte noch die glücklichste Ehe, auf persönliche Neigung gegründet, ihre Wünsche krönen. Ihre Vermählung mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg wurde den 2. Mai 1816 vollzogen. Gleicher Sinn für das Schöne und Gute schlang um das erlauchte Paar das Band der innigsten Freundschaft. Unzertrennlich in den Stunden der Erholung, widmeten sie ihre Muße der Musik und Zeichnungskunst, oder sie ritten mit einander aus. Immer näher rückte die Zeit heran, wo ihre Mutterfreunden durch den Antheil einer ganzen Nation, welche sehnsüchtig einem Thronfolger entgegen sah, erhöht werden sollten. Aber im Rathe des Herrn war es anders beschloffen, denn mit den traurigen Folgen ihrer Niederkunft wurden zwei Hoffnungen zugleich zertrümmert. Sie starb den 5. Nov. 1817 nach dreitägigen Entbindungsleiden.

Und hier wollen wir unseren Artikel schließen, denn mit den wehmüthigen Erinnerungen an die edle Prinzessin verläßt ja wohl Jeder die Georgskapelle, ihre Ruhestatt.

A g r a .

Agra, die ehemals blühende Hauptstadt der fruchtbaren Provinz gleiches Namens, scheint jetzt dem Schicksale des allmählichen Verfalles entgegenzugehen, wie einst Baalbeck und Palmyra. Die Epoche ihres höchsten Glanzes fällt in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Kaum daß die Weltgeschichte einen Herrscher oder einen Staat aufweisen könnte, dessen Reichthum sich mit den Schätzen der Großmoguln, deren Residenzen Agra und Delphi waren, messen dürfte. Die orientalische Pracht, der Aufwand von feinstem Marmor und Edelsteinen, köstlichen Stoffen, die Zierrathen von gebiegem Golde, womit ihre Paläste ausgeschmückt waren, grenzen an das Unglaubliche, und die Beschreibungen derselben gleichen Schilderungen von Tempaläften, wie wir sie in Romanen oder Zauberoperen finden. Manche Denkmäler jener Glanzepoche hat die Zeit erhalten, z. B. das Grabmal des Kaisers Akber, unter dessen Regierung Agra die ansehnlichste Stadt Indiens wurde. Unter allen Ueberresten dieser Periode deutet jedoch vorzüglich das noch erhaltene Grabmal der Kaiserin Schah Jehan

auf den unermesslichen Reichthum der Großmoguln. Es besteht aus weißem Marmor, ist mit Edelsteinen ausgelegt und kostete dem Kaiser 5,062,800 Thaler. Es führt den Namen Tajeh Mahal, d. h. Krone der Gebäude. (S. Bild.) Durch Verlegung der Residenz der Großmoguln von Delphi nach Agra trat letztere erst aus ihrem Dunkel hervor; die Verschönerung der Stadt durch Paläste und Tempel und die Erweiterung wuchs mit Riesenschritten. Der erste Resident in Agra war Sekunder, Kaiser von Hindostan, Sohn Ballols's. Nach seinem Tode wurde der Thron dem Baber, einem Prinzen des Hauses Timur Bek, angetragen; Ibrahim, der Inhaber des Thrones, widersetzte sich vergeblich der Uebermacht seiner Gegner und fand mit dem Ueberreste von 16,000 seiner treugebliebenen Anhänger in einem furchtbaren Blutbade in den Ebenen von Paniput seinen Tod. Der tüchtigste und zugleich glücklichste Monarch des mohammedanischen Kaiserthums in Indien war Akber. Er theilte Hindostan in Suhbas, Zirfars und Pergunnahs (Provinzen, Kreise und Departements) ein, und gründete darauf eine angemessene Verzweigung der Staatsverwaltung. Nach ihm wurde die Stadt von jetzt an Akbarabad genannt. Er hatte eine Armee von 600,000 Mann an Reutern und Fußvolk, und seine jährlichen Einkünfte beliefen sich nach unserm Gelde auf 202,500,000 Thaler. Er ließ ein prachtvolles Schloß aufführen, welches über zwei Millionen Rupien (à 15 gr. 3 pf. Conv.-M.) gekostet haben soll. Sein erleuchteter Minister Abul Fazul veranstaltete die Sammlung eines Gesetzbuches (Ameen Akberri). Ihm hatte der Monarch eine unbedingte Vollmacht hinsichtlich der Verschönerung Agras in die Hände gegeben. — Die erste Gesandtschaft, welche England nach Agra schickte, um Handelstractate mit der dortigen Regierung abzuschließen, wurde von Thomas Row befehligt; kurz darauf wurde in Agra ein Jesuitencollegium gestiftet, welches sich eines besondern Schutzes von Seiten des Vaters des berühmten Moguls Aurengzeb erfreute. Dieser Monarch aber verwandelte das Schloß Agras in ein Gefängniß für seinen Vater, und verlegte die Residenz nach Delhi. Mit diesem Zeitpunkte beginnt der Verfall des Mogulreiches.

Nachdem die Europäer, zuerst die Portugiesen unter Vasco de Gama, im Jahre 1498 den neuen Weg nach Indien gefunden hatten, entstanden an Asiens Südküste nach und nach Colonien von allen seefahrenden Nationen, die an Größe und Macht zunehmend endlich bis auf unsere Tage hinein das ungeheure englisch-ostindische Reich bildeten und dadurch die ursprünglichen asiatischen Despoten theils ganz vernichteten, theils unter europäische Hoheit brachten. So fiel auch das Reich des großen Moguls, nachdem schon die Perser und die Maratten von Zeit zu Zeit Provinzen davon abgerissen hatten, im Jahre 1784 ganz in die Hände der Maratten, bis es endlich 1803 vom englischen General Lord Lake erobert wurde. Und so giebt es jetzt keinen Staat mehr, der einem Großmogul unterworfen wäre; ein matter Schatten ist also auch nur noch das gegenwärtige Agra, von dem einige Nachrichten, obgleich veraltet, doch anziehend aus den Reiseberichten eines deutschen Edelmanns, mit Namen Mandelsloß, vorhanden sind, welcher aus Wißbegierde im Jahre 1638 Indien bereiste und auch in Agra einige Wochen zubrachte; ein Unternehmen, was zu jener Zeit, in welcher die orientalische Willkürherrschaft jedem Europäer Gefahr drohte, und in einem Lande, wo das Reisen an und für sich selbst so schwierig war, immer beachtungswerth bleibt, und



Der Tajeh Mahal in Agra.

nur unter dem Schutz einer Karavane (die aus 30 Karren nebst Wächtern und vielen Begleitern bestand) gewagt werden konnte. So reiste der kühne Mann in jenem Jahre von der Küstenstadt Surate, auf einem Wagen mit Ochsen bespannt, ab, und kam, nachdem man einen Weg von 200 Stunden zurückgelegt hätte, in Agra an, welches damals einen Umfang von einer Tagereise hatte, da dieser Ort, wie alle indische Städte, innerhalb seiner Ringmauern zugleich so viel Felder und Gärten einschloß, als zur Erbauung der nöthigen Nahrungsmittel erforderlich war. Im Innern fand unser deutscher Reisender die Stadt schön gebaut, gerade Straßen, eine Menge Paläste, viel und reiche Kramladen in den 15 Bazars (Marktplätze mit steinernen Buden), 80 Karawanerais (Gasthöfe) nahmen Reisende auf, wo aber wohl zu bemerken ist, daß man hier bloß Dach und Fach erhielt; die Thürme von 70 großen Moscheen gaben Agra für den Beschauer ein imposantes Ansehen, und von dem, was man den Herrn von Mandelsloh erzählte von den ungeheuren Reichthümern des Herrschers an Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen, hat man die Hälfte als wahr, die andere Hälfte als morgenländische Uebertreibung angenommen. Ein gefährlicher Verdacht, den die Großen in Agra gegen den Deutschen zeigten, nöthigte ihn, die Stadt bald wieder zu verlassen, daher sind seine Nachrichten nur kurz gefaßt.

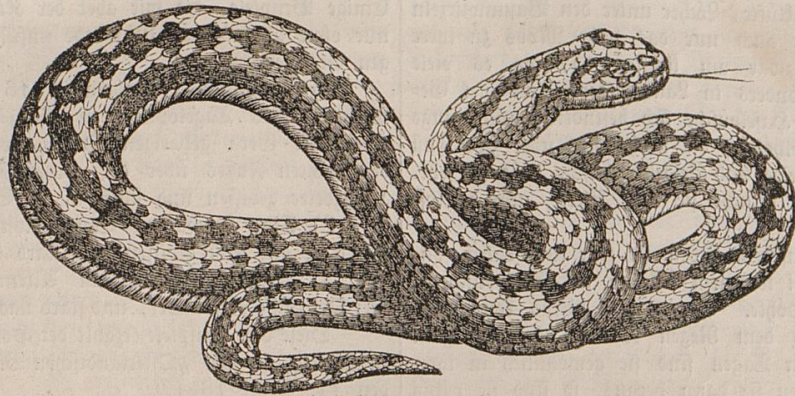
Wir wünschen uns z. B. Glück, daß wir nicht in einem Lande wohnen, wo giftige Insecten selbst den Menschen nicht verschonen, und fast möchte man glauben, daß ihnen die Natur ihr Gift und ihren Stachel nicht bloß als Waffe gegeben hätte. Aber noch mehr glauben wir alle Ursache zu haben, uns in unserem gemäßigten Klima glücklich zu preisen, wenn uns die Naturbeschreibungen von den furchtbaren Folgen des Bisses der Brillen- und Klapperschlange erzählen, gerade als ob man bei uns nicht einer einzigen ähnlichen Gefahr ausgesetzt wäre. Wohl ist es wahr, das Gift jener Thiere in der heißen Zone mag noch weit furchtbarer sein, als das Gift derer in unserer gemäßigten Zone; allein etwas mehr Beachtung, als gewöhnlich, verdienen die letztern wohl dennoch, und es ist vorlaut, ja! unverantwortlich, wenn man eine Sache als weniger gefährlich schildern will, weil man vielleicht gerade selbst keine Erfahrung hierüber gemacht hat. Dies gilt nun besonders von der gemeinen Viper oder Kreuzotter, der man auch gern etwas von ihrer Furchtbarkeit nehmen möchte, obgleich ihr Biß zuweilen nicht minder gefährlich war, als der der Klapperschlange. Es ist die heiligste Pflicht eines jeden Kenners der Natur vor schädlichen Thieren zu warnen, und Dank, heißen innigen Dank daher dem verehrten Dr. Lenz in Schnepfenthal, daß er diese Pflicht so herrlich erfüllte, indem er die Zeit seiner kostbaren Muse daran wendete, um mit dem größten Eifer, ja! nicht selten mit Gefahr seines Lebens die Kreuzotter zu beobachten, sich von der Wirkung ihres Bisses zu überzeugen, und wenn er ihn als schädlich erkannt, die Menschheit um so nachdrücklicher vor ihr zu warnen.

Die gemeine Viper oder Kreuzotter.

(*Vipera Berus.*)

Wie man oft den Naturschönheiten des Auslandes ein lebhaftes Interesse widmet, aber vor denen des eigenen Vaterlandes kalt vorübergeht, so pflegt man auch das Furchtbare gewöhnlich nur in der Ferne zu suchen.

Jenem verdienstvollen kundigen Naturforscher ist es nun gelungen, aus vielfältigen Beobachtungen sichere Resultate über die Natur der Kreuzotter zu ziehen, und die Natur des Thieres selbst, welche wir in diesem Blatte beschreiben wollen, wird uns zeigen, ob das Vorkommen dieser Schlangenart als eine Wohlthat oder



Gemeine Viper oder Kreuzotter.

als eine Plage zu bezeichnen, und ob folglich unsere Furcht vor derselben gegründet oder ungegründet ist.

Die gemeine Viper ist noch häufiger unter den Namen: Otter, Udder, Kreuzotter, Feuerotter und Kupferotter bekannt und wird nicht selten auch Natter und europäische Natter, ein Name, der eigentlich nur der Ringelnatter (*Coluber Natrix*) zukommt, genannt.

Die Farbe ist nach Geschlecht und Alter sehr verschieden, doch ist das sicherste, auf den ersten Anblick wahrnehmbare Kennzeichen: eine dunkle Zickzacklinie, die über den ganzen Rücken hin bis zur Schwanzspitze läuft und in deren Ausbuchtungen an jeder Seite des Körpers kleine, dunkle, eine Reihe bildende Flecke stehen. Von der Mitte des Oberkopfes nach jeder Seite des Hinterkopfes läuft eine sichelförmige Linie; beide dieser Linien vereinigen sich zuweilen und zwischen ihnen beginnt jene Zickzacklinie.

Das Männchen verändert seine Farbe wenig. Die Grundfarbe ist weißlich, bei jungen Männchen in's Graue oder Hellbraune übergehend, und die Zeichnungen sind schwarz. Auch am Bauche ist die schwarze Farbe vorherrschend.

Die Farbe des Weibchens hingegen ändert sehr ab. Von der Geburt an bis zum ersten Winter ist sie blaugrau oder röthlichgrau mit brauner Zeichnung. Im zweiten, dritten und vierten Jahre ist sie schön hellrothbraun, mit dunkelrothbrauner Zeichnung, hierauf wird der Kopf schmutzig- oder grünlichgrau und endlich im spätem Alter nimmt sie die letztere Farbe mit schmutzig schwarzbrauner Zeichnung ganz an. Die Farbe des Unterleibes ist bei dem jüngern Weibchen roth- oder gelbbraun, bei dem ältern aber schwarz.

Das Männchen hat einen längern, dickern Schwanz als das Weibchen. Ersteres wird 2 Fuß und das Weibchen 2 Fuß 6 Zoll lang.

Auf dem Kopfe ist ein das Auge von oben ganz bedeckendes Schild, mitten auf dem Kopfe ist ein großes Schild, gleich dahinter sind 2 andere große und übrigens ist der Kopf mit kleinen Schuppen bedeckt.

Die Augen haben eine schön feuerrothe Iris, die bei dem Männchen unten schwarz ist. Die Pupille bildet einen senkrechten Spalt und zieht sich im Sonnenscheine zu einem kaum merklichen Ritzen zusammen; im Dunkeln erweitert sie sich dagegen sehr.

Der große Mund ist fast bis zum Ende des Kopfes gespalten. In der Oberlippe ist nur ein kleiner Ausschnitt für die Zunge und die Unterlippe schließt so dicht an, daß die Lippen erst etwas geöffnet werden müssen, um die Zunge durchzulassen.

Die Zunge, die bekanntlich nicht zum Stechen, sondern nur zum Fühlen bei den Schlangen dient, ist schwarz und endet mit zwei haarfeinen Spitzen.

Die Kreuzotter hat zweierlei Zähne, nämlich: gewöhnliche Zähne, die zum Festhalten der Beute dienen, und Giftzähne, welche die Schlange zum Verwunden braucht. Die Giftzähne stehen nur im Oberkiefer, sind 1—1 $\frac{3}{4}$ Linie lang, nach hinten gekrümmt und so fein gespißt, daß sie zwar nicht durch Stiefelleber, an dem sie abgleiten oder zerspringen, aber doch durch weiches Handschuhleder dringen. Der Giftzahn hat an der Basis an der vordern gewölbten Seite ein Loch, das den Eingang zu einem Kanale bildet, der den Zahn der Länge nach durchzieht und sich vorn an der Spitze des Zahnes wieder öffnet.

Vorn auf jeder Seite des Oberkiefers sitzt das Oberkieferbein, ein kleiner sehr beweglicher Knochen, der unten breiter als oben ist und auf seiner unteren Fläche zwei dicht nebeneinander stehende Gruben hat. In einer oder in beiden Gruben sitzt ein Giftzahn, so daß also nur einer oder zwei auf jeder Seite des Oberkiefers zum Gebrauche der Schlange dienen. Hinter ihnen befinden sich aber noch 1—6 kleinere Giftzähne, welche lose an dem Knochen sitzen und die großen Giftzähne, wenn sie ausfallen, indem sie in die Grube einrücken, ersetzen.

An jeder Seite des Hinterkopfes liegt eine länglicheirunde, bei erwachsenen Kreuzottern etwa 3 $\frac{1}{2}$ Linie lange und zwei Linien breite Drüse, die das Gift, eine wasserhelle, gelbliche Feuchtigkeit, enthält. Diese Drüse verdünnt sich in einen feinen Kanal, der unter dem Auge hinläuft, sich an das Oberkieferbein anheftet und dicht über dem Eingange des Giftzahnkanals sich mündet, und da nun die Giftdrüse außen mit Sehnhautplatten umhüllt ist, so entleert sie durch deren Druck das Gift in den Kanal und durch ihn in die mit dem Zahne gemachte Wunde.

Uebrigens legt die Schlange in der Ruhe den Kieferknochen so nach hinten, daß die Zähne am Gaumen anliegen, und da sie von einer zähen, häutigen Scheide umschlossen sind, die da, wo die Spitzen der Zähne sind, eine leichte Oeffnung hat, so sieht man dann nur die rothe Wulst dieser Zahnscheide. Sobald die Schlange aber beißen will, so hebt sie bei Oeffnung des Rachens die Giftzähne so, daß sie senkrecht unter der oberen Kinnlade stehen und aus der Scheide, die sich zurückzieht, ganz hervorragen.

Die Kreuzotter kommt fast in ganz Deutschland und den benachbarten Ländern, an einem Orte mehr, an andern weniger vor. Sie hält sich gewöhnlich an solchen Orten auf, wo sie gute Schlupfwinkel, Nahrung und Sonnenschein hat. Sie macht die Löcher von Mäu-

fen u. s. w., Steinklüfte, Löcher unter den Baumwurzeln oder im Sommer auch nur das hohe Moos zu ihrer Wohnung, und zwar am liebsten da, wo es viele Mäuse giebt, besonders in Laubwäldern, wo viel Gebüsch, vorzüglich Haselbüsche sich befinden; auch junge Ansaaten der Nadelhölzer, die noch nicht über zwei Fuß hoch sind, hohe Heide und Heidelbeerbüschle liebt sie sehr. Wiesen und Aecker besucht sie nur selten, um daselbst Mäuse zu fangen.

Den Sonnenschein lieben sie sehr und daher sonnen sie sich oft bei warmem Wetter im Sonnenscheine ruhig vor ihrer Höhle. Regen und Wind können sie nicht leiden; nach dem Regen kommen sie aber gern hervor. An kalten Tagen sind sie gewöhnlich in ihrer Höhle, und kommen sie dann heraus, so sind sie ruhig und leicht zu fangen. Im Winter erstarren sie, sobald der Frost sie trifft; an wärmeren Tagen kommen sie aber öfters hervor.

Die Nahrung der Kreuzotter besteht vorzüglich in Mäusen, aber auch Spitzmäuse, junge Maulwürfe, junge Vögel, Frösche und Eidechsen verachtet sie nicht. Sie fährt schnell auf ihre Beute los, verfest ihr einen Biß, und wenn sie noch einige Sprünge macht, um zu entfliehen, so verfolgt sie sie schnell, packt sie endlich am Kopfe und würgt sie nun nach und nach hinunter. — Die Knochen des verschlungenen Thieres werden im Magen zu einem Brei aufgelöst und selbst die Haare gehen mit in den Darmkanal. —

Wenn die Kreuzotter wüthend ist, so hat sie gewöhnlich den Körper tellerförmig zusammengeringelt und den Hals, der in der Mitte ist, eingezogen, um ihn bei jedem Biße etwa $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Fuß vorschneilen zu können. Je mehr sie Zeit zum Biße hat, desto wüthender wird sie und desto mehr zischt sie dabei; das Einziehen oder Krümmen des Halses gehet aber gewöhnlich dem Biße voran. Beißt die Otter auf eine breite Fläche, z. B. an den Fuß oder die Hand, so dringen die Zähne gewöhnlich nur oberflächlich ein, weil ihre Unterkinnlade, die sie gewöhnlich nicht weit öffnet, dem Biße hinderlich ist; trifft der Biß aber eine Zehe oder einen Finger, oder einen andern Theil, den sie ganz zwischen die Kinnladen nehmen kann, so fährt der ganze Giftzahn hinein und der Biß ist dann sehr gefährlich. Die Verletzung durch den Biß ist mit bloßen Augen kaum bemerkbar und sieht fast wie von einer Nadel oder einem Dorne gerigt aus. Bald nach dem Biße schwillt die Wunde bedeutend an und wird sehr schmerzhaft, bis später völlige Gefühlslosigkeit und Lähmung eintritt. Oft schon nach fünf Minuten tritt diese Lähmung und bald darauf Uebelkeit und Erbrechen ein. Nach 24—48 Stunden zeigt sich starke Geschwulst, meist von gelber Farbe und oft ist sie von heftigen Fieberanfällen begleitet. Oft zeigen sich auch große gelbe oder blaue Blasen auf der angeschwollenen Stelle, und alsdann tritt Unruhe, immerwährendes Erbrechen, Nasenbluten und periodische Sinnlosigkeit ein. Doch fehlten diese Symptome bei Andern, und andere mehr oder weniger gefährliche zeigten sich an ihrer Stelle. Einzelne Menschen, denen schnell Hülfe gereicht wurde, konnten bald wieder geheilt werden; bei Andern endigte die fürchterlichsten Symptome endlich der Tod; denn geschieht der Biß im heißen Sommer und ist die Schlange dabei sehr gereizt, so daß sie die Giftzähne also auch ganz aufgerichtet hat und ihr Ziel gehörig trifft, ja wohl gar einen Theil des Menschen trifft, den sie ganz zwischen die Kinnladen nehmen kann, so ist, wenn nicht die schleunigste Hülfe geschafft wird, der Tod fast immer und zwar in kurzer Zeit die Folge.

Einige Beispiele, die wir aber der Kürze wegen freilich nur ohne die näheren Umstände anführen können, mögen dies bestätigen.

1) Johanna Steinbrecher, 16 Jahre alt, die Tochter eines Tagelöhners in Groß-Uga, einem zur Herrschaft Gera gehörigen Dorfe, wurde am Rücken des rechten Fußes über der großen Fußzehe von einer Kreuzotter gebissen und starb in $\frac{1}{4}$ Stunden.

2) Eine Knabe aus Lautenhayn wurde von einer Otter in den Fuß gebissen und starb kurze Zeit darauf.

3) Ein Schafknecht in Altenroda wurde durch drei Otterbisse verwundet, und starb nach wenig Stunden.

Diese drei Beispiele erzählt der Hofrath Dr. Schottin zu Köstritz, in den „Osterrändischen Blättern. Altenburg den 11. März 1811.“

4) Der Munizipalrath Georg Paul Dürst von Altdorf im Regatkreise, ein Mann von 39 Jahren, wurde den 28. April 1815 von einer Kreuzotter in zwei Finger gebissen und mußte $1\frac{1}{2}$ Stunde darauf sterben.

5) Ein Mann Namens Köffelmann starb in der Stube des Herrn Dr. Lenz, an den Folgen eines Kreuzotterbisses in die Zunge, nach wenigen Stunden. Der Aberglaube legte seine merkwürdige Todesart als die Strafe des Himmels für seine Meineide, welcher man ihn verdächtigte, aus.

Wenn man die Wunde ausschneiden will, so braucht man nie tief zu schneiden, da die Wunde höchstens $1\frac{1}{2}$ Linie tief ist; aber sehr schnell muß man es thun, da es schon nach 5—10 Minuten zu spät wäre. Will oder kann man die Wunde nicht ausschneiden und ist auch ein Arzt so entfernt, daß man ihn nicht gleich haben kann, so thut man wohl, die Wunde mit Wasser und feinem Sande sogleich auszuwaschen und auszuwischen, sich nach dem Auswaschen ruhig niederzulegen, alle hitzigen Getränke zu vermeiden, den verletzten Theil oft mit sehr warmem Baumöl einzureiben und Umschläge mit gekochtem Mehlbrei warm umzuschlagen. Hierzu mag man stündlich 1—2 Tassen Melissen-Chamillen oder Fliederthee trinken und die Hautausdünstung gehörig abwarten. Als Nahrung darf man nur nahrungslose, dünne Suppen, reines Wasser und Milch zu sich nehmen. Sollten aber dennoch bedeutende Zufälle eintreten, so versäume man ja nicht, den Arzt zu rufen. Herr Dr. Lenz hält Chlornasser, etwa täglich 2 Loth, innerlich eingenommen für das vorzüglichste Mittel. Das Ausfangen der Wunde ist nicht zu empfehlen.

Nicht selten wiederholten sich nach vielen Jahren und oft erst im späten Alter die Folgen eines Bisses, wie dies z. B. bei der 60jährigen Martha Elisabeth Jäger in Waltershausen im Gotha'schen der Fall war, die im 19. Jahre von einer Kreuzotter gebissen worden war.

Aus dieser Beschreibung wird man hinlänglich erkennen, wie sehr man sich vor diesen Thieren hüten muß, und wie gefährlich es ist, wenn man sich an Orten, wo die Kreuzotter hauset, hinlegt, oder daselbst mit bloßen Füßen geht, oder Beeren u. dergl. mit bloßer Hand sucht. Zum Glück beißt sie nur dann, wenn man ihr ganz nahe kommt oder sie berührt; den Menschen zu verfolgen fällt ihr aber nie ein.

Will man eine Kreuzotter erlegen, so thut man wohl, wenn man Handschuhe von dickem Leder anzieht und einen langen, biegsamen Stock nimmt; doch noch bequemer kann man sie mit der Finte erlegen. Große Vorsicht ist überdies auch dann noch nöthig, wenn die Schlange schon todt zu sein scheint; denn oft erholt sie sich wieder, und kann dann, wenn ihr Kopf nicht zerschlagen ist, noch sehr gefährlich werden. Will man sie weiter schaffen, so thut man wohl, um einen hierdurch

leicht entstehenden Schaden zu vermeiden, ihr gleich hinter dem Kopfe eine feste Klemme von einem gespaltenen Holze anzulegen. Auch die Zähne des Thieres können oft noch nach dem Tode des Thieres gefährlich werden, da sich in ihnen oft noch etwas Gift vorfindet, und daher verbrenne man lieber den Kopf in starkem Feuer.

Der Rauchsuffard und Wespensuffard sind die erklärten Feinde dieser Schlange, und ihr giftiger Biss hat für sie keine Folgen. Auch der Natteradler und die Gabelweihe, wie die Eulen und mehrere andere Thiere, scheinen von Gott zum Kampfe mit giftigen Schlangen bestimmt zu sein, und sie sollten daher, wenn sie den Hühnerhöfen nicht schaden, nie getödtet, sondern vielmehr gehegt werden. Sie wissen in der Regel die giftigen Schlangen von den nicht giftigen wohl zu unterscheiden und mit den ersteren sehr geschickt umzugehen.

Der Buffard sträubt beim Anblick einer Kreuzotter sogleich das Gefieder, hebt die Flügel hoch empor, schreit laut auf, springt auf den Feind los, packt ihn mitten am Leibe mit den Krallen, sucht ihn mit ihnen zu zerreißen und hält zielend den Kopf hoch in die Höhe. Die Otter schlingt sich um seine Füße, zischt und beißt unaufhörlich um sich, aber so blindlings, daß sie kaum die Federn trifft. Möglich fährt endlich der Buffard mit der Schnelle des Blitzes zu und versetzt dem Kopfe der Schlange einen so sicheren und so mächtigen Schnabelhieb, daß er sogleich zerschmettert wird. Dies setzt er fort, bis sie fast leblos ist, und nun verzehrt er sie, den Kopf zuerst, ohne daß ihm Gift und Giftzähne etwas schaden.

Das Schachspiel.

[Schluß.]

Herr von Kempelen, welcher durch seine sprechenden Automaten, durch seine Druckerpresse und mehrere andere mechanische Kunstwerke bekannt ist, setzte eine Maschine unter dem Namen Schachmaschine zusammen.

Das Neufere der Kempelen'schen Schachmaschine bestand in einer tischhohen Lade mit mehreren Thüren vorn und hinten, und unten mit einer Schublade versehen. Hinter dieser Lade saß eine Figur in Gestalt eines Türken, welche Kempelen für einen Automaten ausgab. Nachdem der sinnreiche Schausteller mehrere jener Thüren geöffnet hatte, um das Publicum zu überzeugen, daß kein Betrug hinter der Sache stecke, lud er Jemand ein, mit dem Automaten zu spielen. Wenn der Spieler einen Fehler in Aufstellung der Figuren oder einen Zug gegen die Befehle des Spiels machte, so gab der Automat ein Zeichen, und fuhr nicht eher fort zu spielen, als bis Alles in gehöriger Ordnung war. Das Spiel wurde gewöhnlich durch den Automaten gewonnen, und hätte sich dieser Vorfall auch öfter ereignet, so würde es dem Erfinder keineswegs zur Unehre gereicht haben, wenn nur die Bewegungen des Automaten rein auf den Befehlen der Mechanik beruht hätten. Das Ganze war jedoch das Werk einer höchst sinnreich combinirten Täuschung, die ihrem Erfinder alle Ehre macht, da man vor ihrer Entdeckung wirklich an einen Schachmechanismus glaubte. Herr von Kempelen bereiste fast ganz Europa. Die Schauprocedur war folgende: Zuerst öffnete der Erklärer die Thür A; es zeigte sich ein mit schwarzem Tuche ausgeschlagenes und mit mechanischem Räderwerk ausgefülltes Fach. Hierauf öffnete er die Thür B, Fig. 2, an der Hinterseite des nämlichen Faches; hinter dieses offene Fach hielt er Licht, damit die Zuschauer durchsehen konnten, und erklärte die mechanische Einrichtung. Dann zog er die Schublade G. G. Fig. 1.

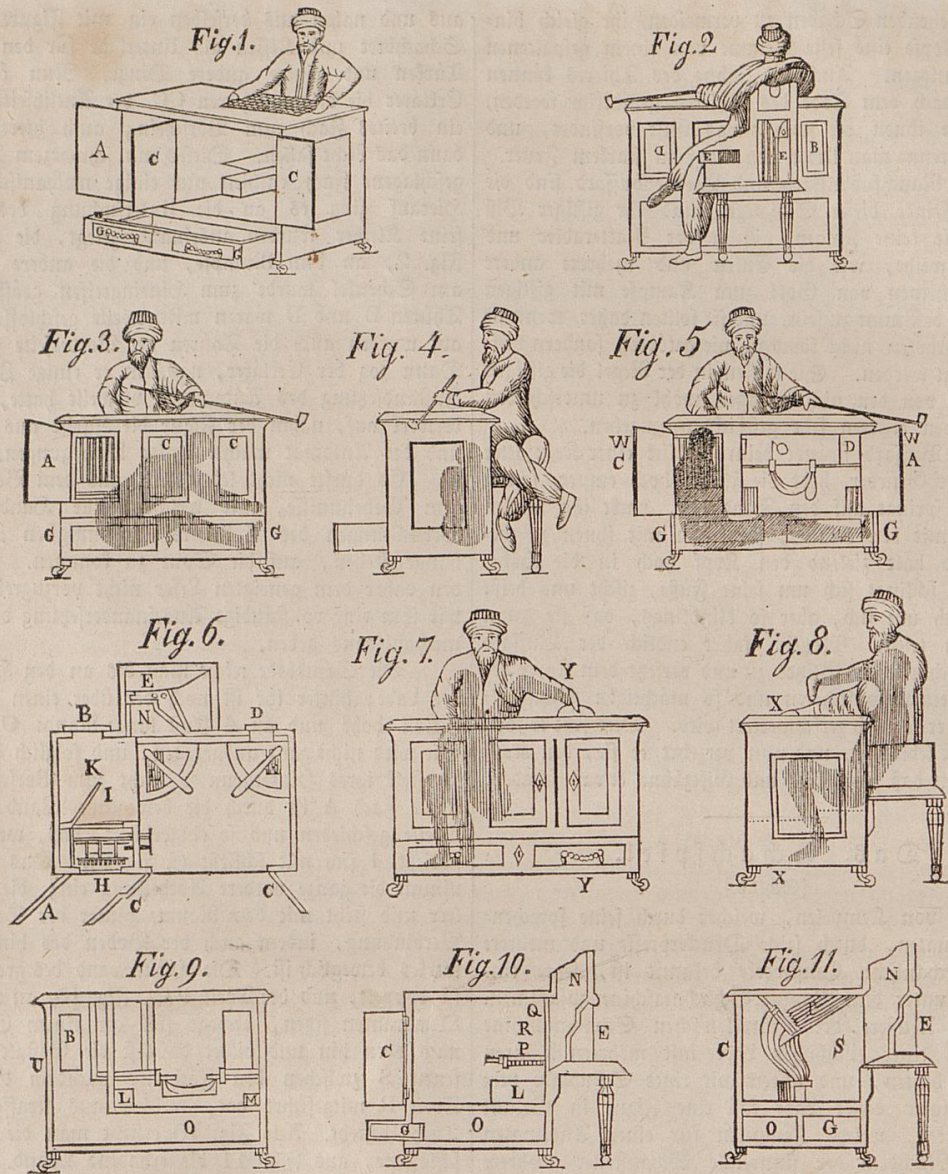
aus und nahm aus derselben ein mit Figuren besetztes Schachbret und Kissen als Unterlage für den Arm des Türken und einige andere Dinge. Nun öffnete der Erklärer die beiden Thüren CC. der Antlitzseite; es kam ein breites Fach zum Vorschein; auch hierin ließ er dann das Licht fallen. Dieses mit schwarzem Tuche ausgeschlagene Fach enthielt nur einige mechanische Stücke. Hierauf ging es an die Untersuchung des Türken; seine Kleider wurden auseinandergelegt, die Klappe E, Fig. 2, an dem Kumpfe, und die andere Klappe E am Schenkel wurde zum Hineingreifen geöffnet. Die Thüren B und D waren mittlerweile geschlossen. Hierauf wurden auch die Thüren der Vorderseite geschlossen. Dann zog der Erklärer, nachdem er einige Zeit bei der Instandsetzung des Automaten verweilt hatte, das Räderwerk auf, nahm der Figur die Pfeife aus der Hand und der Automat machte einige Bewegungen.

Es dürfte nicht leicht sein, aus dem Beschriebenen dem Geheimnisse, mit welchem alle Handgriffe und Einrichtungen des Erklärers im innigsten Zusammenhange stehen, auf die Spur zu kommen. Wir glauben daher dem geneigten Leser nicht vorzugreifen, wenn wir ihm eine vollständige Auseinandersetzung des Schachmechanismus geben.

Die Schublade reicht nicht bis an den Hintergrund der Lade; hinter ihr ist noch der über einen Fuß breite, 8 Zoll hohe und an 4 Fuß lange Raum O. (Fig. 9.) Sie wird nicht ganz ausgezogen, und folglich kommt das Versteck ihres Hintergrundes nicht zum Vorschein. Das kleine Fach A ist durch die bewegliche Wand I in zwei Theile geschieden und so eingerichtet, daß, wenn man B schließt, I sich mit schließt (s. Fig. 6). Das Räderwerk nimmt die ganze vordere Abtheilung ein; die hintere ist leer und steht mit dem Raume hinter der Schublade in Verbindung, indem auch der Boden des hintern Fachwerkes beweglich ist. Die Hinterwand des großen Faches ist doppelt, und der Theil PQ, Fig. 10, an welchem die Quadranten sitzen, bewegt sich an einem Charnier Q nach oben hin und bildet daselbst die Gestalt eines offenen S zwischen den Fächern, nachdem derselbe den Theil R mitgeführt hat, welcher aus straffgespanntem Tuche besteht. Aus Fig. 10 ersieht man die falsche geschlossene, aus Fig. 11 die erhabene Wand.

Kempelen führte eine kleine schwächliche Person heimlich mit sich, und trug Sorge, daß Niemand von der Anwesenheit derselben etwas erfähre; durch den Eingang U am Ende Fig. 9 kroch dieselbe in die Schachlade und hob die falsche Hinterwand des Faches B in die Höhe, und nahm somit die durch Fig. 3 und 4 vorgestellte Lage an.

Wie oben bemerkt, beginnt nun der Erklärer mit Oeffnung der Thür A. Bei dem scheinbar verwickelten und in der That sinnreich angeordneten Räderwerke kann das Auge nicht in den Hintergrund dringen, und der Zuschauer kommt auf den Gedanken, daß der ganze Raum mit Mechanismus ausgefüllt ist, und wird in dieser Meinung noch mehr bestärkt, wenn er nach Oeffnung der Hinterthür B das Licht schimmern sieht. Darauf wenigstens verfällt kein Zuschauer, daß hinter dem Räderwerke noch ein beträchtlich großer leerer Raum sein könne. Nur muß die Thür B verschlossen und die bewegliche Wand I, welche das kleine Fach in zwei Abtheilungen scheidet, hinter das Räderwerk zu stehen kommen, welches, da es in dem Augenblicke geschieht, wo das Licht weggezogen wird, der Aufmerksamkeit des Zuschauers entgeht. Die Thür A kann ohne Gefahr offen bleiben, und es bekräftigt den Zuschauer in der Meinung, daß keine Person im Spiele ist. Die Schub-



Kempelen's Schachmaschine.

lade wird nur zum Schein geöffnet, um das Bret herauszunehmen; die wahre Absicht ist, daß der versteckte Spieler bei seinem Eingange in den Türken mehr Spielraum für seine Füße gewinne, und die mit der falschen Wand in dem großen Fache zu treffenden Anordnungen mit größerer Bequemlichkeit getroffen werden können. Die Maschinerie läßt sich in dem letzten Fache so leicht übersehen, daß der Zuschauer kaum auf den Gedanken kommt, zu wünschen, daß man ihm noch die Hinterthür öffne. Bei der Untersuchung des Türken bleiben die sämtlichen Vorderthüren offen. Ein Bund Schlüssel bleibt in der Thür D stecken; dieser Umstand, welchen der Zuschauer als eine Sorglosigkeit nimmt, trägt dazu bei, den Verdacht einer versteckten Person noch mehr zu entfernen. Wenn das Kleid des Türken auseinandergeschlagen und das Rumpfund Kopf-Innere untersucht worden ist, so schließt der Erklärer beide Vorderthüren und zieht die Maschinerie zum Schein auf; bei dem lauten schnarrenden Geräusche des Aufziehens kriecht der Spieler, nachdem er die falschen Wände des großen Faches gehoben hat, in den Türken, damit Niemandem das durch seine Bewegungen verursachte Geräusch verdächtig werde, und

nimmt die in Fig. 7 und 8 dargestellte Stellung an. Durch das dünne Westenzug überseht er das Schachbret; seine Hand reicht nur um ein Geringes über den Ellenbogen des Türken hinaus und zieht einen mit den beweglichen Fingern in Verbindung gesetzten Faden.

Steinregen.

Ein fürchterlicher Steinregen fiel im vor. Jahre in der Gemeinde von Kandahar in Indien herab. Unter dem Falle der Steine stürzten die Dächer ein und Häuser wurden bis auf den Erdboden durchbohrt. Als Zulkejar Ali Khan in den Hof eilte, um einige dieser schreckenerregenden Gäste zu sammeln und zu untersuchen, wurde sein Schädel von einem ähnlichen Meteore getroffen und zersprang in drei Stücke. Dieser Stein war mit einem blitzartigen Leuchten begleitet und blendete auf einen Augenblick die Augen der auf dem Balkon befindlichen Personen. Das Unglücksmeteor wog 2 Pfund preuß. (3 ind. Seers), und auch unter den übrigen fand man viele von 1½ Pfund. Nach dieser Erscheinung trat eine dichte Finsterniß ein. So berichten indische Blätter.